

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Wo, wenn ich fragen darf?“
 „Unter den Papieren, die Sie in Händen haben!“
 „Die stehen nicht zur Sprache!“
 „Aber Longford hat mir ja selber ein Geständnis abgelegt.“
 „Schriftlich?“ fragte der Lord dazwischen.
 „Genügt Ihnen mein Wort nicht?“
 „In diesem Falle genügt mir nicht einmal das Wort des Königs!“
 „Soll ich Ihnen vielleicht den Coroner mit seinen Konstablern zur Haussuchung kommen lassen?“
 „Sie drohen mit Gewalt, Erzellenz?“
 „Ich bin dazu gezwungen, wenn Sie nicht nachgeben, Mylord.“
 „Gut, dann sollen Sie Ihren Willen haben. Die Verantwortung trifft nicht mich!“
 Er drückte auf den Klingelknopf an seinem Schreibtisch. Aus dem Nebenzimmer trat ein jüngerer Herr herein, dessen gepflegte Erscheinung wohlthuend berührte.
 „Mein Privatsekretär, Herr Courtman“, stellte der Lord vor. — „Bitte, lieber Courtman, schließen Sie den Kassaschrank auf! Hier sind die Schlüssel!“
 Die schwere Panzerstahlplattentür bewegte sich geräuschlos nach außen und eröffnete den Blick auf die Stahlfächer im Innern. Das unterste Fach stand offen. Geschäftsbücher lagen darin. Darüber waren zwei Reihen gleichgroßer Fächer angebracht.
 „Öffnen Sie das mittlere Fach links . . . ja, dieses! . . . Bitte, drücken Sie auf den Knopf, der sich hinter dem Schlossrahmen befindet . . . weiter oben . . . da!“
 Aus der Seite sprang mit leichtem Federdruck ein Fach auf.
 „So, greifen Sie hinein und nehmen Sie den zuoberst liegenden Brief heraus!“
 Der junge Mann tat, wie ihm geheßen und reichte seinem Herrn einen mit fünf dicken Siegeln versehenen Umschlag hinüber.
 Dem Minister ward etwas unbehaglich zumute. Die Förmlichkeit des Hausherrn gefiel ihm schlecht.
 „Könnten wir nicht lieber —?“
 „Einen Augenblick!“ unterbrach der Zeitungskönig. — „Also Sie bestehen darauf, daß ich Ihnen diesen mir anvertrauten Brief aushändige, und drohen mir mit Staatsgewalt und Haussuchung?“
 „Ja, allerdings, das heißt . . .“
 „Danke, danke, weiter braucht es keiner Versicherung. — Sie, lieber Courtman, schreiben wohl dem Hauptmann Longford ein paar Zeilen des Inhalts, daß ich mich leider

infolge der gewaltigen Drohung Seiner Erzellenz genötigt gesehen, den mir anvertrauten Brief zuecks Vermeidung einer Haussuchung auszuhändigen.“

„Aber bitte, wozu die Förmlichkeiten? Ich darf den Brief nun wohl —“

Er griff danach; aber der Lord verwahrte das Schreiben noch in der Hand.

„Ich würde Wert darauf legen, erst von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen.“

„Ich glaube nicht, Mylord, daß er viel Neues bieten wird.“

„Daß weiß ich nicht. Es wäre dann doch merkwürdig, daß Erzellenz so großen Wert auf seinen Besitz legen.“

„Und wenn ich mich weigere, Ihnen Kenntnis zu geben?“

„Dann werde ich selbst die Siegel erbrechen, um mich zu überzeugen, mit welchem Rechte Sie in fremder Leute Privatgemächer eindringen und sich dort geheimnisvolle Briefschaften aneignen.“

Die Erzellenz ging mit sich zu Räte.

„Ich bin damit einverstanden, daß Sie den Brief gemeinsam mit mir lesen, stelle aber zur Bedingung, daß Sie mir feierlich Schweigen geloben, enthalte der Brief was er wolle.“

„Wünschen Sie ein schriftliches Versprechen?“

„Nicht nötig. Ihr Wort in Gegenwart eines Zeugen genügt mir.“

Aber er war innerlich unzufrieden und schalt sich selbst einen Narren, da er nun, statt auf das Ehrenwort eines jungen Offiziers, auf das Wort eines Mannes bauen mußte, der selbst erklärt hatte, er breche sein Wort, wenn höhere Interessen im Spiele ständen. Vielleicht — sah er morgen schon dieses höhere Interesse für gegeben an, wenn es galt, die Regierung zu stürzen.

„Darf ich nun um die erforderlichen Aufklärungen für Ihr sonderbares Vorgehen bitten, Erzellenz?“ fragte nach einer kleinen Pause Southcliffe.

„Ja, wir sehen die Unterredung vielleicht unter vier Augen fort.“

„Durchaus nicht notwendig.“ schnitt der Zeitungskönig ab. „Ich kenne vor meinem Sekretär keine Geschäftsgeheimnisse.“

„Es handelt sich hier um mehr als ein Geschäftsgeheimnis. Wird Herr Courtman schweigen können?“

„Gewiß, der Privatsekretär eines Zeitungverlegers hat eine Hochschule des Schweigens absolviert. Ich verbürge mich für ihn.“

Der Minister fuhr etwas bellommen fort:

„Dann . . . ich werde die Herren also jetzt in ein Geheimnis einweihen, das für alle Zeiten ein Geheimnis bleiben muß, — im Interesse des Staates, versteht sich. Sie sind zu gut Briten und lieben Ihr Vaterland gemiß zu sehr, um das nicht sogleich selbst einzusehen. Nämlich — er sah beide finster an, als wollte er bis in den Hinterzahn

Winkel ihrer Seele schauten — „dieser Hauptmann Longford, den Sie, Mylord, so trefflich bewirkt haben, ist ein deutscher Offizier!“

Die erhoffte Wirkung dieser Worte blieb aus.

Der Zeitungskönig erschrak nicht, sondern sagte einfach:

„Ich dachte mir's doch!“

Errißtet herrschte ihn der Minister an:

„Sie dachten sich's? Und Sie haben keine Mitteilung an amtliche Stelle gelangen lassen?! Das ist in der Tat stark! Ein starkes Stück ist das!“

Aber Lord Southcliffe wehrte den Hieb mit seinem Spott ab:

„Mein Verdacht wurde selbstverständlich zerstreut, nachdem ich gesehen, daß die Behörde, die doch zunächst alle Ursache hatte, sich mit der Person des Herrn in gründlicher Prüfung zu befassen, keinen Anstand nahm, ihn im Kriegsamt unterzubringen.“

„Soll das vielleicht ein Vorwurf sein?“ versetzte der Minister gereizt.

„Nichts liegt mir ferner als das! Das wird ja einen ungeheuren Anfruhr in der Presse geben.“

Und wieder grollte der andere:

„Nein! Das wird es eben nicht! Das Wort der Herren habe ich. Die andere Presse wird keine Silbe darüber bringen! Hier müssen alle kleinlichen Gegenätze schweigen. Ich ziehe Sie persönlich ins Vertrauen, eben damit aus der Angelegenheit kein Skandal entsteht.“

Mit unbeweglicher Miene stand Herr Courtman da.

Der Zeitungskönig lächelte fein.

„Nun, Excellenz, hier ist der Brief. Sie wollen sich von der Unversehrtheit der Siegel überzeugen!“

Der Minister erbrach mit zitternder Hand die Siegel und entnahm dem Umschlag einen mehrfach zusammengefalteten Kanzleibogen. Er reichte ihn dem bescheiden im Hintergrund harrenden Courtman und forderte ihn auf, vorzulesen.

Courtman las mit gleichmäßig ruhiger Stimme die folgenden Sätze:

Mylord,

Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich entweder ermordet worden oder spurlos verschwunden.

Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen gestehen, daß ich Ihre Gastfreundschaft in der schönsten Weise mißbrauchte: Ich bin nicht der, den Sie in Ihr Haus geladen zu haben wähten; mein wahrer Name ist Paul Kersten; ich bin ein einfacher deutscher Hauptmann und habe nie eine andere Absicht gehabt, als in London meinem Vaterlande durch Kunstschafferdienste zu nützen, nachdem ein englischer Vranaispitter es mir leider unmöglich gemacht hatte, dies auf andere Weise zu tun. Ich bin also nicht der kanadische Hauptmann, für den Sie mich hielten. Und es tut mir wirklich leid, Sie enttäuschen zu müssen.

Ich weiß nicht, ob es nach Ihrer Auffassung shocking war, die Einladung, die doch dem Captain Longford und nicht dem Hauptmann Kersten galt, überhaupt anzunehmen. Aber Sie werden zugeben, daß nicht ich es war, der sich Ihnen aufdrängte.

An dieser Stelle konnte die Excellenz ein Lächeln der Genugtuung nicht unterdrücken.

Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als die Täuschung auch Ihnen und Lady Edith gegenüber durchzuführen, wenn ich nicht den Zweck verfehlen wollte, zu dessen Erfüllung ich ausgezogen war. Es wäre vielleicht angebracht gewesen, werden Sie meinen, wenn ich mich Ihnen entdeckt hätte. Aber daraus wäre Ihnen zweifellos die unangenehme Pflicht erwachsen, diese Entdeckung der Polizei, dem Attorney General oder einer anderen Behörde zur Kenntnis zu bringen und vor dieser Unannehmlichkeit wollte ich Sie gern bewahren.

Trotzdem muß ich ehrlicherweise zugeben, daß ich mich in Ihrer Schuld stehend fühle. In Ihrem Hause wurde ich als Held gefeiert: Ihre Blätter machten so wundervolle Kellame für mich; Ihre Töchter nahen sich meiner in so liebevoll besorgter Weise an, daß ich Ihnen einen kleinen Gegendienst erweisen muß. — Und das ist der, Sie als ersten von diesem unerhörten Skandal in Kenntnis zu setzen.

Bei Ihrer mangelnden Vorliebe für die Regierung, woraus Sie ja nie ein Hehl machten, wird es Ihnen ein Vergnügen sein, diesen Skandal mittels Ihrer anderthalb Duzend Blätter so zu vergrößern, daß die sämtlichen Ministerstühle ins Wanken geraten.

Und dieses Vergnügen wird Sie reichlich für die kleine Enttäuschung entschädigen, die ich Ihnen leider bereiten mußte.

Es wird vielleicht weiter für Sie von Wichtigkeit sein, zu erfahren, daß ich im Artois nördlich von Arras meinen Schutz erhielt, schließlich ins Reservelazarett Brügge geschafft wurde, dort den sterbenden Captain Longford kennen lernte und so nebenbei erfuhr, daß er keine Angehörigen habe. Dies hat mich dann auf den vorzüglichen Einfall gebracht, meiner vorgesetzten Behörde den Vorschlag zu machen, daß ich, ausgerüstet mit den Papieren des inzwischen seinen Wunden erlegenden Longford, über die holländische Grenze „entfliehen“ und im weiteren die Komödie spielen wollte, in der auch Ihnen eine Nebenrolle zugebachet sein sollte.

Seien Sie und Lady Edith dafür bedankt, daß Sie mir den ersten Teil meines Weges durch Ihr freundliches Entgegenkommen so bedeutend erleichterten!

Meine Aufgabe zu erfüllen, ist mir nicht immer leicht gefallen; aber aufrecht hat mich stets das Bewußtsein gehalten, daß es ein ganz großartiger Spaß sei, halb England vom Kriegsminister an abwärts an der Nase zu führen.“

Nun war es an Lord Southcliffe, ein Lächeln zu unterdrücken.

„... In diesem Sinne

Ihr sehr ergebener

Paul Kersten,

Hauptmann a. D.,

vormalig Longford, Captain der

Ottawafüßliere.“

Als der Vorleser beendet hatte, sahen sich die beiden alten Herren einen Augenblick stumm an; dann verzog sich ihr Mund zu einem verlegenen Lächeln. Nur Courtmans Gesicht verriet keine innere Bewegung.

„Es läßt sich nicht leugnen: Der Herr hat Humor,“ ließ sich der Lord vernehmen, „und wir spielen keine zu glückliche Rolle in seiner Komödie. Was wird nun mit ihm geschehen? Haben Excellenz ihn verhaften lassen?“

„Noch nicht! Ich werde mir noch überlegen, was ich mit ihm mache. Vielleicht ist es klüger, einmal beide Augen trampschaft zuzudrücken und ihn an einen Ort abzuschicken, wo er und seine Komödie uns allen nicht mehr schaden kann.“

„Ich muß gestehen,“ meinte der Lord nachdenklich, „daß ich in seiner Lage diesen Humor nicht aufgebracht hätte. Ich bin ihm ja ein wenig gram. Aber, alles in allem genommen, — hat er seine Sendung nicht ausgezeichnet durchgeführt?“

Der Minister erhob sich.

„Ich brauche den Herren wohl nicht mehr auseinanderzusetzen, weshalb hier Schweigen geboten erscheint, weshalb um des ganzen Reiches willen von diesem peinlichen Hochverrat kein Sterbenswörtchen in die Öffentlichkeit dringen darf.“

Er reichte beiden Herren die Hand und schloß:

„Es soll mich von Herzen freuen, wenn eine Folge dieses Besuches etwas bessere Beziehungen zwischen Downing Street und der führenden Presse wären.“

Die Herren gaben der Excellenz das Geleit bis zum Fahrstuhl.

Den Brief hatte der Minister an sich genommen.

Er ließ den Kraftwagen nach seiner Wohnung fahren, und während er sich zum Dinner umkleidete, überdachte er nochmals den ereignisreichen Tag. Er hatte das Gefühl, daß er sich mehr glimpflich als schimpflich aus der Klemme gezogen, und glaubte sogar Ursache zu haben, mit sich und seinem diplomatischen Geschick zufrieden zu sein: Er hatte einen feindlichen Kunstschaffter überführt, hatte einem gefährlichen Gegner eine seiner giftigen Waffen entwandten und obendrein bessere Beziehungen für die Zukunft zu ihm angeknüpft.

Er rieb sich die Hände.

Der übrige Teil der Arbeit, die geräuschlose Beseitigung des Kunstschaffters, war die geringste Mühe. Damit besaßte er sich grundsätzlich nie. Das konnte er auch diesmal seinen bewährten Vertrauensleuten überlassen.

Die Gäste rühmten an diesem Abend die aufgeräumte Stimmung und gute Laune der Excellenz, und manch einer schloß etwas voreilig auf eine günstige Wendung in Süd-europa...

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Erzählung von Hans Wohlbold.

Am einem trübem Spätherbstnachmittag kam Frank Webbing heim. Klein und gebückt schritt der Alte die schaurig-gerade Landstraße zwischen den Stoppelfeldern entlang. Ein kalter Schneewind ging durch die lahnen Büffel der Pappeln, er zauste die dünne Jacke des Wanderers und bog die Kreppe seines breittreudigen, verwichenen Hutcs empor. Immer wieder mußte der Mann stehen bleiben, um eine Minute lang zu verschlucken. Sein Atem ging schwer und das Herz tat ihm weh. Es kam wohl vor dem angestrengten Marschieren oder vielleicht trug auch die alte Heimat die Schuld daran. Seit einer Stunde schon lag sie vor seinem Blick. Im fahlen Licht des scheidenden Tages türmten sich schwere, blaugraue Wolkennassen über den kleinen, weißen Häusern mit den roten Dächern, die als das einzige Zeichen menschlichen Lebens auf einer niedrigen Bodenerhebung lagen und deren Fenster wie tote Augen über die Felder hinausstarrten.

Webbing war schon über die Sechzig hinaus. Ein grauer Stoppelfarb wucherte auf dem miblen runderigen Gesicht und weiße Haarkrähen hingen unter dem Hut hervor. Vierzig Jahre war es ihm her, seitdem er das letzte Mal auf dieser Straße ging. Damals führte sein Weg in entgegengesetzter Richtung — in die Welt hinaus. Vierzig Jahre sind eine gar lange Zeit und er war unterdessen weit herumgekommen. Oft hatte er keine Stätte, wo er sein Haupt hinlegte. Gram und Groll trug er vierzig Jahre lang in der Fremde, sein schwarzes Haar war darüber eisgrau geworden. Doch nun war seine Stunde gekommen. Das Felleisen, das er damals mit hinausnahm, war nicht leichter und nicht schwerer gewesen als das, was er mit heimbrachte. Nur ein Bündel Hoffnungen war drinnen gewesen, die hatte er nach und nach alle hergegeben und draußen in der weiten Welt begraben. Bis auf eins. Sie hing fest an seinem Horn und hatte ihn im ganzen Leben nie verlassen. Jetzt sollte ihre Erfüllung werden. Vierzig Jahre lang war es ein Landstreicher gewesen. Er kam heim, um wenigstens als ein Herr auf seinem eigenen Grund zu sterben.

Reartes Hundebellen, das plötzlich an sein Ohr schlug, weckte ihn aus seinen Gedanken. Er stand dicht vor dem Hof seines Vaters. Am ein großes Wohnhaus in der Mitte hoben sich die Scheunen und Ställe. Frank Webbing sah, daß man manches neu dazu gebaut hatte, seit er fortgewandert war.

Eine ältere, behäbige Frau trat aus der Tür und mahnte den Hund zur Ruhe, der an der stivenden Kette zerrte.

Das ist wohl Frau Webbing — dachte der alte Wanderhursche — meines Bruders Frau. Aber gleich darauf besam er sich, daß sie ja inzwischen, wie ihr Mann, längst gestorben war. Langsam ging er auf sie zu, quer über den sauberen Hof. Sie sah ihn fragend an, und als er, in benüthiger Haltung, den schäßigen Hitz in der Hand, Wandbrot und Raubherberge erbat, nickte sie freundlich Genügsamung und wies ihn an, ins Haus zu treten. Immer noch hielt er den Hut, der kalte Wind spielte mit seinem wirren, weißen Haar, und sögernd trat er über die Schwelle seines Hauses. Sein Haus war es und sollte es wieder werden, wenn ihn auch jetzt noch niemand da drinnen kannte.

Eine kleine Lampe brannte im Hausgang, und ein hochgewachsener junger Bauer trat aus der Stube. Frank Webbing wich einen Schritt zurück, als er ihn plötzlich vor sich sah. Ist es möglich — dachte er — daß Tote lebendig werden? Genau so wie dieser sah sein eigener Bruder vor vierzig Jahren aus.

Der Bursche lachte, als er das Erschrecken des Fremden bemerkte, und als Frank mit ein paar gestammelten Worten seine Bitte um ein Quartier erneuert hatte, wies er ihn mit einer Handbewegung in die Küche. Frank atmete auf, als er gleich darauf allein war. Was für ein Pate war er doch, vor dem jungen Menschen zu erschrecken. Freilich konnte er nicht wissen, daß seines Bruders Sohn, dem er das Erbe nehmen wollte, dem Vater so ähnlich war.

Das Herdfeuer brannte und sein gelber Schein warf eine dämmernde Selve durch den großen, niedrigen Raum. Eine wohlige Wärme rieselte dem Greis durch die erstarrten Glieder. Behaglich setzte er sich hinter den breiten Holztsch, um auf die anderen zu warten. Wie seltsam war es doch, daß er nun wieder daheim am Herde saß. Etwas schürkte ihm die Kehle zusammen, wie durch einen Schiefer sah er das goldgelbe und das silbergraue Metall, das an den Wänden blühte, die weißen Teller auf dem Tischtisch und den ruhgeschwärzten Ramin. Vierzig Jahre lang hatte er so heimliches nicht mehr gesehen, lebte unter fretem Himmel ober in Swelunken und Matrosenkneipen dreier Weltteile. Wer rasch erkannte er sich wieder, und unwillig über sich selbst wüßte er mit her knochigen Hand die Augen. Nichts, gar nichts war anders geworden. Beinahe unheimlich wollte es ihm zunime werden. Im flackernden Licht des Herdfeuers wurde die Vergangenheit lebendig. Ihm war, als höre er den schweren Schritt des Vaters auf den steinernen Treppen, und leichtfüßig ging die Mutter aus und ein. Er selbst war ein Kind, sie trug ihn auf den Armen und sang. Niemals in der langen, langen Zeit hatte er mehr an das seltsame, schmerzmittige Lied gedacht. Er begann leise zu summen, aber er fand weder die Worte, noch die Melodie und darüber wies er fast verzweigt geworden. Alles war aus seinem Gedächtnis ge-

löscht. Wieder ärgerte es sich gleich darauf über sich selbst. Wie konnte er sich nur von alten Erinnerungen so überwältigen lassen!

Als sei er plötzlich seiner Selbst nicht mehr ganz sicher, griff er nach dem Felleisen, das neben ihm auf der Bank lag. Da drinnen hatte er seine Papiere. Was ihnen konnte er sein Wort auf dem väterlichen Hof beweisen. Er galt seit vielen Jahren für tot. Seitdem er damals nach dem Streit mit dem Vater in die Welt gegangen war, hatte niemand hier mehr ein Wort von ihm gehört. Sie sollten bald sehen, daß er noch am Leben war. Nichts von allem, was er selbst gelitten hatte, durfte den anderen erspart bleiben. Die Sünde des Vaters sollte dem Sohn heimgezahlt werden. Denn sein Bruder trug die Schuld, daß er damals aus der Heimat mußte, in kühler Berechnung hatte jener Zwietschacht geschickt. Das mußten die, denen er das Erbe hinterließ, nun büßen. So arm, wie er selbst einst gewesen war, als er fortging, wollte er sie von der Tür weisen. Noch heute sollten sie alles erfahren. Der junge Bauer kam herein und mit ihm das Gefinde. Das Essen wurde gebracht, jeder griff zu und der Hausherr legte selbst dem Handwerksburschen die Stinde auf den Teller. Es wurde nicht viel verabreicht. Kein Mensch fragte Frank Webbing nach dem Weg und Ziel. Die Frau war anfangs nicht zu sehen, erst als die anderen schon beinahe fertig waren, kam sie. Frank hörte die Türe knarren und dann sah er im Dunkel des Hintergrundes eine kleine, hagere Gestalt, die ein Kind im Arme trug. Sobald sie in die Küche kam, begann sie halblaut zu singen, und gleich darauf trat sie in den Lichtkreis der Lampe.

Der Alte hob den Kopf beim ersten Ton der Melodie. War's möglich, daß man hier immer noch das gleiche Lied sang, mit dem auch ihn einmal die Mutter in den Schlaf gesungen hatte? Noch eben, vor wenigen Minuten, hatte er sich darauf besonnen, man könnte es ihm entgegen, und alles wurde lebendig, was so lange tot gewesen war. Und dann sah Frank Webbing das Kind — schwarzes Kraushaar über einem kleinen, lachenden Gesicht. Mit großen, fragenden Augen sah es den Fremden an. Frank Webbing wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er hatte immer ein kleines Bildchen mit sich herumgetragen, das stellte ihn selbst in seiner frühen Kindheit dar. Oft hatte er es angesehen und es seinem Gedächtnis tief eingepreßt. Der Knabe hier hatte Zug um Zug das gleiche Gesicht. Das Kind, das vor sechzig Jahren Frank Webbing gewesen war, schien wiedergekehrt zu sein. Lachend streckte der Knabe die kleine Hand nach dem Alten aus, doch dieser sah sie nicht. Zum zweitenmal an diesem Abend lag ein Schleier über allen Dingen und vergebens versuchte der Alte, sich die Augen klar zu wischen.

Ihm schien es plötzlich, als sei sein ganzes, langes Leben nichts weiter gewesen als ein schlimmer Traum. Ein Alpdruck hatte ihn gequält, häßliche Bilder waren in ihm vorbeigezogen, häßliche Mächte hatten um ihn und in ihm gelebt und gewirkt. Im Grunde ging ihm all das gar nichts an, jetzt nicht mehr. Er war plötzlich aus dem schweren Traum erwacht und wieder er selbst geworden, war wieder der geworden, der er einst gewesen. Damals kam er herein aus einer anderen Welt. Ihre Melodien klangen noch in seiner Seele nach. Staub und Not hatten seitdem alles verschüttet.

Aber es war noch vorhanden, dem alten Landstreicher mit all seinen bösen Ansichten schien's, als wolle es wieder erwachen und aufstehen. Er wurde ein anderer, er fand sich dort wieder, wo er einst stand, ehe die Hand des Lebens ihn berührte und ihn herunter in die Tiefe zog.

Ein schweres Schweigen lastete auf dem kleinen Kreis. Die Menschen sahen ihn an, sie merkten wohl, daß etwas da war, das ihn überwältigt hatte, aber sie verstanden es nicht.

Er stand auf und schürkte an dem Felleisen. Es war ihm unmöglich, jetzt noch hier zu bleiben.

Wenn Sie müde sind — jagte der Bauer langsam — so gehen Sie zur Ruhe. Wir haben schon ein Nachtlager hergerichtet.

Frank Webbing schüttelte nur den Kopf. Er hielt ein Bündchen Papier zwischen den zitternden Fingern und trat zum Herd. Vierzig Jahre lang hatte er sie gehalten wie seinen Augapfel. Sein Haß und seine Hoffnung hingen an ihnen allein.

Das Herdfeuer loberte an, als er sie hineinwarf. Dann nickte er den Aechten und Mägden zu. Sie wußten nicht, wie sie sich sein seltsames Verhalten erklären sollten. Der Hausherr redete ihm, als er nach dem Hut griff, freundlich zu, doch zu bleiben. Er schüttelte nur den Kopf.

Sie stiegen miteinander hinaus und als sie die Haustür öffneten, weifte der Nachtwind ihnen die feuchten Schneeflocken ins Gesicht.

Wo willst du jetzt hin? — sagte der Bauer nochmals, — du siehst, es will Winter werden. —

Frank Webbing stand einen Augenblick in der offenen Türe und sah den jungen Mann an, als wolle er etwas zu ihm sagen. Aber dann gab er ihm schweigend die Hand, nickte ihm zu und ging. Der Bauer blieb noch eine Weile unter dem Postor stehen und sah ihm nach. Die kleine, dicke Gestalt ging gebeugt davon, als wenn sie eine schwere Last zu tragen hätte. Sie wurde kleiner und kleiner, bis sie schließlich hinter dem Vorhang der immer dichter werdenden Flocken fern in der Nacht verschwand.

Das Spielzeug.

Von Leutnant Eugen Szatmari.
(Nachdruck verboten.)

Am der rumänischen Grenze, Mitte März.

Es ist Eulaf geworden. Die Rumänen haben den Waffenstillstandsbedingungen gemäß auch den letzten Gipfel bukovinischen Bodens geräumt, und unsere Truppen gehen vor, um die Linie bis zur Grenze zu besetzen. Ihr Weg führt zwischen zerstörten Schützengräben dahin; das Holzmaterial, Bretter und Balken, die sich in den Gräben befanden, haben die Bauern längst weggeschleppt. Verrostete Gewehre liegen überall herum, vereinamte Maschinengewehre starrten aus zerstörten Deckungen hervor, überall sind Patronen, Hütel, Gasmasken und allerlei Ausrüstungsgegenstände zerstreut. Findige Juden gehen in den Dörfern herum und kaufen die russischen Gewehre von den Bauern auf.

Am der Chauffer, die von Dobigialva nach Kerech fährt, steht links, unweit der Straße, regelrecht eingegraben, ein Geschütz. Eine russische Feldkanone. Daneben liegt eine große Menge Munition. Das Geschütz ist nach Süden, gegen Rumänien gerichtet. Merkwürdig, das einzelne Geschütz da. Was soll es hier, allein, zehn Kilometer hinter der Front? Wenn es noch eine ganze Batterie wäre, wäre es selbstverständlich, dann könnte man glauben, die Russen haben sie gegen einen eventuellen rumänischen Angriff aufgestellt, bevor sie noch die Front geräumt und den Rumänen übergeben hatten. Aber eine einzige Kanone? Seltsam. Wir gehen näher. Da taucht plötzlich ein junger Bub neben der Kanone auf, ein russisches Gewehr mit aufgespanntem Bajonett in der Hand. Ein zehn- oder zwölfjähriger Junge, aufsehend ein schwäbischer Bauernjunge mit großen blauen Augen und langem blonden Haar. Wir sollen die Kanone nicht wegnehmen, denn sie gehört ihm. Ja . . . ihm und seinen Kameraden. Er hat mit zwölf Kameraden das Geschütz für Rum und Tabak von den russischen Artilleristen gekauft und dann hier am Rande der Stadt aufgestellt, um die Stadt gegen die Rumänen zu verteidigen, wenn sie kommen sollten. Die Russen haben ihnen gezeigt, wie die Kanone zu bedienen ist, sie haben ihnen auch Munition gegeben, haben gehofft, das Geschütz aus der Stellung zu ziehen und haben auch Pferde geliehen, um es hierher bringen zu können. Sie haben sogar sachmännliche Ratschläge bezüglich der Aufstellung erteilt. Die zwölf Jungen haben dann nach Art der Bolschewiki ihn zum Kommandanten gewählt, und seitdem exerzieren sie jeden Tag fleißig mit der Kanone. Ich sage ihm, daß er kaum dazu kommen könnte, seine Kenntnisse zu erproben, nachdem der Waffenstillstand mit den Rumänen bereits abgeschlossen ist und in einigen Tagen auch der Frieden wahrscheinlich unterzeichnet sein wird. Er hört traurig zu. Mit einer rührenden Sorgfalt streift er das Geschütz und bricht plötzlich in ein Schluchzen aus. Er steht, wir sollen ihm und seinen Kameraden das Geschütz nicht wegnehmen, denn es ist ihm und seinen Kameraden das liebste Spielzeug. Und wir haben ja so viele Geschütze . . . Ich tröste ihn und streiche ihm den blonden Kopf. Das Geschütz steht aber still daneben und duldet still die Härlichkeiten der weichen Kinderhand, während die Sonnenstrahlen auf dem abgewetzten Grün seines Rohres herumbringen. Es ist kein Ungeheuer mehr, kein Mörder, kein Zammer von Mäntlern und Frauen, nicht mehr das letzte Wort erzählter Könige, keine Waffe mehr, nur ein Spielzeug. Und daneben steht ein Kind, das weinend bittet, ihm das Spielzeug nicht aus der Hand zu nehmen . . .

Bühertisch.

— Im Reiche der Pharaonen. Von Michael Huber O. S. B. Mit 54 Bildern und einer Karte. (Gehört zur Sammlung „Aus aller Welt“.) Zwei Bände. 8° (XX u. 562 S.). Freiburg 1918, Herberichs Verlagshandlung. 7.50 Mk. in Bausband 10 Mk. Im Frühjahr vor dem Kriege hatte der Verfasser sich auf den Weg nach Ägypten gemacht, um jenes Wunderland als Sprungbrett für gelehrte orientalische Studien besonders in Palästina und Kleinasien zu benutzen. Als er sich aber im schönsten Forscher- und Schamanen besand, da ward er in Jerusalem, der Stadt des Friedens, von der Weltkatastrophe überrascht und blieb bis auf weiteres an Ort und Stelle gebannt. Erst im Frühjahr 1916 öffnete sich ihm wieder der Weg in die Heimat. Leider haben es die Kriegsumstände dem Verfasser nicht erlaubt, schon heute das ganze Werk zu geben; nur der Reiseabschnitt über „Ägypten“, die zwei Bändchen „Im Reiche der Pharaonen“, die noch tiefsten Frieden atmen, können jetzt in die Kriegsoffentlichkeit treten. Der andere Teil, „Im Schatten des Kreuzes“, muß leider auf bessere Zeiten warten. Der bereits erschienene Teil führt uns in das alte Wunderland der Pharaonen am Nil, dessen vergangene Pracht mit den Wunderwerken seiner Pyramiden, Sphinge, Tempel und Pharaonengräber nicht bloß in Kairo und Umgebung, sondern auch droben im Tal Theben bei Luxor uns der Verfasser in der alten Herrlichkeit und im glühenden Farben-spiel der Sprache des Orients vor Augen führt. Doch findet daneben auch das moderne Ägypten die gleiche warme Berücksichtigung, nicht minder auch die christliche Vergangenheit des

Landes, so daß man durch die Lektüre dieses Buches über Ägypten und Nares gleichmäßigen Anschluß erhält. Besonders interessieren die zu anderen selten zu findenden Schilderungen der religiösen Zustände und Einrichtungen, und zwar aus dem Munde eines Priesters und Ordensmannes, so besonders der fesselnd beschriebene Besuch in den Klöstern der Nitrischen Wüste. Der gewaltige wissenschaftliche Stoff, der in dem Buch zusammengefaßt ist, wird in einer durchaus persönlichen und äußerst stimmungsvollen Darstellung geboten, die nicht selten insolge der originellen Bilder und packenden Vergleiche ungemein romantisch-poetisch wirkt, etwas überraschend bei dem Verfasser, der als der bekannte Siebenbürgler-Forscher sich sonst nur mit mehr nüchternen und streng wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt und hierin sich einen gutklingenden Namen in werten Forscherkreisen erworben hat. Mit einem Wort, die Lesung dieses neuen Buches über Ägypten ist ein ungetrübter Genuß.

— In Europa dürfte es kaum einen zweiten Bandstrich geben, in dem so viele Völker nebeneinander und durcheinander haufen wie in dem von leichten Vögelchen durchzogenen, zum größten Teil steppenartigen Donauwinkel der Dobrudscha. Ueber Bulgaren, Rumänen, Tataren, Lärken und Russen, die das Hauptelement der Bevölkerung stellen, finden wir da noch Griechen, Armenier, Zigeuner, Juden, Ungarn, Serbener, Mazedonier, Gagajen und in keiner Menge noch eine ganze Anzahl anderer, zum Verhulst, Gläubigen und Gesittung sich fremd gegenüberstehenden Volksstämme, im ganzen nicht weniger als zweihundertzwanzig. Zwischen diesem bunten Gemisch leben seit ¼ Jahrhunderten in eigenen Dörfern oder wenigstens besonderen Vororten auch 8500 fleißige deutsche Pflanzern. Von der gesamten Bevölkerung machen sie nur etwa drei Prozent aus, aber ungleich größer ist ihre kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung für das Land. Näheres über diese Vorposten des Deutschthums enthält ein illustrierter Artikel von Dr. Paul Tracger, der im vorigen Jahre die Dobrudscha bereist und sämtliche deutschen Niederlassungen aufgesucht hat, in der jeden erschienenen Nummer 3907 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. F. Neuber in Leipzig). Das Heft bringt weiter zahlreiche Bilder und Beschreibungen von allen Kriegshauptplätzen; daneben wird auch die Berichterstattung über alle bemerkenswerten Vorkommnisse in der Heimat nicht vernachlässigt.

— Das Feste Dritte Buch der Dürerskule, hg. von G. H. Neundorff. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. 3 Mk., Vorzugsausgabe 7 Mk. — Ziel der Dürerskule (Dachwahnhaugen (Dierhessen) ist die Schaffung der neuen deutschen Schule als geschmacksmäßig geformte Lebensgemeinschaft. Wie sich diese neugedachte Idee als schöpferisches Prinzip selbstbewußter, die Gemeinschaft bejahender Jense vorzugsweise in den Bereichen der Künste auswirken kann, zeigt in Wort und Bild dies neue Buch der Dürerskule.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 21: Es steht fest . . . von Germanicus; Hermann Bachme, von Johannes Fichtel; Zur Neugestaltung unseres Bildungswezens, von Karl Neuraß; Frankfurt am Main, von Harry Kahn; Die stille Stunde, von Alfred Hofgar; Die Heilige Elisabeth, von El Sa; Das Reich, von Alfons Goldschmidt; Antwoorten.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Eisinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Jahrbuch ist neben mit folgendem Inhalt erschienen: Josef Winkler: Der Dichter Jakob Kneip; Hans von Hülsen: Blauen-Dämmerung; Max Meckels: Wenn Diplomaten schreiben; Ludwig Geiger: Die Diktatur literarischer Ereignisse; Hanns Jochst: Die Nordlandblätter; Fritz Behrend: Zaphir als Begründer des „Tunneis“. — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen.

Räffel.

An meinem Kopfe trag ich Haare,
Bald borstig kurz, bald lang und weich.
Im Alter werd' ich oft ein Kahlkopt,
Man pensioniert mich dann so leicht.
Doch habe ich den Kopf verloren,
So bin ich wieder neu geboren.
Ne bin ich auf dem Lande zwar,
Im Wasser aber immerdar.

— H.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Pomogramms in voriger Nummer:

P F E

P a r i s

F r o s t

E i s e n

s t n